

hatte ein Gespräch mit dem Leiter der Abteilung Inneres in Berlin. Dieser Mann hatte ihm gesagt: „Die Veranstaltung, die Sie planen, wünschen wir gar nicht. Sie müssen damit rechnen, daß einzelne Leute, die dorthin gehen, strafrechtliche Konsequenzen erfahren werden.“ – Daraufhin hat Herr Widrat gesagt: „Gut, ich werde es den Leuten übermitteln, aber ich kann Ihnen nichts versprechen; diese Leute entscheiden selbst, ob sie das veranstalten oder nicht.“ – Das ist die Haltung, die wir uns gewünscht und die wir leider nur bei einigen wenigen gefunden haben. (Beifall)

Zur Frage, woher die Ermutigung kam: Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie die internationalen Kontakte angesprochen haben. Sie haben wirklich eine große und wichtige Rolle gespielt. Ich erinnere nur an die END-Konferenzen. 1983 war eine END-Konferenz – European Nuclear Disarmament – in West-Berlin. Viele Vertreter kamen aus West-Berlin nach Ost-Berlin herüber, und hier haben Kontakte begonnen, die ihre Fortführung in den nächsten Jahren fanden, was nicht nur einen Informationsaustausch, sondern auch Schutz bedeutete. Wir haben das selbst zu spüren bekommen. Als Bärbel Bohley und ich inhaftiert waren, haben viele dieser Gruppen, die wir da erst kennengelernt hatten, protestiert.

Die Haltung zu den Westmedien war in den Gruppen sehr unterschiedlich. Gleich zu Beginn der Gründung der „Initiative Frieden und Menschenrechte“ kam es zu einer Spaltung dieser Gruppe. Einer der wesentlichen Gründe für diese Spaltung war die unterschiedliche Haltung zu diesen Westmedien. Es gab eine Menge Gruppen, die das generell und prinzipiell abgelehnt haben. Die „Initiative Frieden und Menschenrechte“ hat das nicht abgelehnt, weil wir auf dem Standpunkt standen, daß Öffentlichkeit unser entscheidendes Mittel ist, und da war uns auch jede Öffentlichkeit recht.

Wir haben allerdings ein Stück differenziert und fanden die „Bild“-Zeitung und Löwenthal usw. nicht so gut, haben andere Medien bevorzugt. Aber im Prinzip waren wir sehr dankbar dafür, daß über die Westmedien wichtige Informationen gestreut wurden. (Beifall)

Gesprächsleiter Prof. Dr. Manfred Wilke: Danke. Nun möchte ich Armin Mitter bitten, mit dem nächsten Podium zu beginnen.

Gesprächsleiter Dr. Armin Mitter: Zunächst werden wir jetzt, wie es schon in der ersten Runde der Fall war, den Zeitzeuginnen und Zeitzeugen Gelegenheit geben, sich vorzustellen. Im zweiten Teil werden wir konkreter auf die politische Entwicklung in der Zeit von 1987 bis 1989 eingehen, wobei dann auch die Fragen, die schon in der ersten Runde zur Diskussion gestellt worden sind, wieder eine Rolle spielen werden.

Als erste möchte ich Frau Bohley bitten, das Wort zu ergreifen.

Bärbel Bohley: Letzten Endes ist mein Leben nicht viel anders verlaufen als das Leben aller anderen in der DDR. Vielleicht bin ich direkter an den

Geschehnissen dran gewesen, weil ich in Berlin geboren und aufgewachsen bin und immer dort gelebt habe. Ich würde schon sagen, daß Berlin die Stadt ist, die mich ganz wesentlich geprägt hat. Ich habe Berlin bereits vor 1961 als eine geteilte Stadt erlebt. Ich bin in dieser geteilten Stadt mit all ihren Problemen groß geworden.

Die Probleme nach dem Krieg waren etwa der Art: Wie lebt man in so einer zerstörten Stadt? – Für ein Kind wie mich war die Frage sehr wichtig: Wie ist diese Stadt so kaputtgegangen? Warum muß ich in Trümmern spielen? Warum sind das eigentlich meine Spielplätze?

Insofern bin ich also eigentlich sehr früh eine richtige Antimilitaristin geworden, wenn auch eine ganz kleine. Das war für mich als Kind ein ganz wichtiges Thema, wie auch der antifaschistische Widerstand, der uns in der Schule sehr früh nahegebracht wurde, für mich eine wesentliche Bedeutung hatte. Auch die Bekennende Kirche spielte in Gesprächen eine große Rolle.

Alles, was mit Widerstand zu tun hatte, war von daher sehr wichtig. Aus diesem Grunde möchte ich auch gern über die Frage sprechen, was Opposition in der DDR eigentlich bedeutete. Ich glaube, das ist hier noch völlig ungeklärt. Ich denke, daß man Opposition nicht vom Jetzt her beurteilen darf, sondern daß man das unbedingt vom Damals her beurteilen muß.

Natürlich ist Opposition in einer Diktatur etwas ganz anderes als in einer Demokratie. Dort, wo es z. B. verboten ist, einem Kriegsgefangenen ein Stück Brot zu geben, ist die Übertretung dieses Verbotes bereits ein oppositioneller Akt.

Dort ist es nicht nur Menschenliebe, sondern es bedeutet im Grunde genommen auch, das System zu überwinden. Insofern glaube ich, daß sehr, sehr viele Menschen in der DDR jeden Tag oppositionelle Akte gemacht haben. Anderenfalls hätte dieses Land 40 Jahre auch überhaupt nicht überleben können.

Selbst in Gesprächen, die man dann später mit seinem Vernehmer geführt hat, gab es dieses In-die-Augen-Gucken. Zum Schluß wußte ich über meinen Vernehmer genausoviel wie er über mich, obwohl ich ihm keine Fragen stellen konnte. Ich habe seinen Schritt gehört, habe seine Kleidung gesehen, habe gesehen, wann er aufblickte, wann er niederblickte, wie er schaute, wie er telefonierte. Ich habe ihn, glaube ich, genausogut durchschaut wie er mich, vielleicht sogar noch viel besser.

Dieses Menschliche hat also immer eine ganz große Rolle gespielt. Diese Akte des Widerstehens waren immer mit menschlichen Beziehungen oder mit Freundschaften und mit Zuneigungen verbunden. Das war sehr wichtig.

Angefangen hat mein politisches Leben eigentlich mehr im kulturellen Bereich. Ich habe ja Malerei studiert. Diese ganze Strecke – Lesungen, Freundschaften mit Leuten aus dem Kulturbereich – war für mich sehr wichtig.

Das war etwas, woran ich die Grenzen in der DDR zuerst kennengelernt habe.

Ich bin künstlerisch tätig geworden genau zur Zeit der Hochblüte des sozialistischen Realismus. Abstrakte Malerei, gegenstandslose Malerei gab es nicht. Damals war Kafka in keinem Buchladen erhältlich, Sartre, Camus gab es nicht. Das waren Menschen, die uns nicht zugänglich waren. Das war so wie in den siebziger Jahren mit Solshenizyn für die Russen.

Das war eigentlich der Boden, und diesen Bodensatz kann man gar nicht hoch genug bewerten und einschätzen. Der war überhaupt die einzige Möglichkeit, in diesem Lande zu leben, sozusagen der Humus für alle Ideen und Gedanken, die wir hatten. Das ging eigentlich uns allen so.

Von daher muß man die Zeit der DDR noch einmal in einzelne Zeitabschnitte aufteilen. Da waren natürlich die fünfziger Jahre – die habe ich nur als Kind erlebt – mit dem 17. Juni 1953, mit den Auswirkungen des Ungarn-Aufstandes, mit dem, was das für die Freunde unserer Familie, die weggegangen sind, bedeutete. Da war es von großer Bedeutung, in Berlin zu leben. Ich könnte eine unendlich lange Liste von Namen derjenigen erstellen, die aus Berlin weggegangen sind, die an mir vorbeigezogen sind und von denen ich mich auch verlassen gefühlt habe. Das ging nicht nur mir so, sondern auch vielen anderen. Das hat dazu beigetragen, daß man später eine ganz besondere Haltung zu dem Problem „Ausreise und Weggehen“ entwickelt hat.

Vor diesem Hintergrund betrachtet, ist gestern hier etwas ganz Wichtiges gemacht worden, indem einmal eine Liste von Namen vorgelesen und damit sozusagen materiell gemacht worden ist, was es für die Stadt Jena und für jeden einzelnen, der hier zurückgeblieben ist, geistig bedeutet hat, daß so viele Menschen aus dieser Stadt weggegangen sind. Ich möchte jetzt nicht, wie das gestern gemacht worden ist, diejenigen erwähnen, die weggegangen sind, sondern ich möchte mich einmal bei denen bedanken, die hiergeblieben sind, denn manchmal sieht es fast schon so aus, als müßte man sich dafür schämen, hiergeblieben zu sein mit seinen Illusionen, seinen Gedanken, seinen Vorstellungen, die ja auch alle immer in der Entwicklung waren.

Ich persönlich habe also diese Entwicklung vollzogen weg von einer Frau, die, wie heute vormittag Frau Bartl berichtet hat, relativ naiv war, hin zu einer wirklich Oppositionellen. Ich bin im Jahre 1988 aus dem Westen zurückgekommen mit dem ganz starken Gefühl, daß wir in diesem Lande hier eine Opposition brauchen – und zwar eine Opposition außerhalb der Kirche, weg von diesem Dach Kirche –, daß wir offen sein müssen für die Menschen in diesem Lande. Wir waren eine atheistische Gesellschaft. Die Kirche war nur ein kleiner Teil dieser Gesellschaft. In diese geistige Verelendung, die man überall feststellen konnte, mußte ein Dialog, mußte Bewegung gebracht werden.

Ich meine, das gipfelte wirklich in dem Satz – der nicht zynisch, sondern

tatsächlich ernst gemeint war -: „Auch die Stasi will erlöst sein.“ – Ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß es auch in der Staatssicherheit Leute gegeben hat, die das nicht mehr ertragen haben, daß 40 Jahre Druck, Erniedrigung und Scham, daß das, was die Gesellschaft erlebt hat, auch in den ganzen Organen und bei den Funktionären der Stasi irgendwo Spuren hinterlassen hat, daß es zu dem großen gesellschaftlichen Dialog einfach kommen mußte. Leider ist dieser große gesellschaftliche Dialog nur eine kurze Zeit lang geführt worden. Ich denke, dieser Dialog ist unterdrückt worden. Er ist immer noch notwendig. Diese Veranstaltung hier ist in meinen Augen ein Stück dieses Dialogs, wenn er auch relativ spät geführt wird. Jetzt haben wir das Jahr 1994. Es wäre schön gewesen, wenn alles etwas früher gekommen wäre. Zum Glück ist es aber nie zu spät, so denke ich jedenfalls. Insofern ist das ein Anfang.

Ich möchte mich, wie gesagt, bei denen bedanken, die uns unterstützt haben. Wir waren ja nicht so sehr von unserem eigenen Selbstverständnis her Oppositionelle, sondern wir sind wie Oppositionelle behandelt worden. So hat uns der Staat behandelt, so hat uns die Gesellschaft zum Teil behandelt. Ich kenne die Berührungsgängste, die es einfach gab. Das spürte ich etwa im Verband Bildender Künstler, wenn jemand mir die Hand gegeben hat. Auch habe ich erlebt, daß ich keine Aufträge mehr bekommen habe und zusehen mußte, wie ich trotzdem überlebe. Das alles war also nicht einfach.

Es gab immer wieder diese Zeichen von Solidarität, z. B. von seiten der Eltern. Ich sehe hier etwa die Eltern von Roland Jahn. Ich denke schon, es bedeutet für sie sehr viel, daß sie heute hier sind, um an dieser Veranstaltung teilzunehmen. Wenn ich von Zeichen der Solidarität rede, dann denke ich auch daran, daß unsere Kinder miterlebt haben, wie in der Wohnung ihrer Eltern Hausdurchsuchungen gemacht und die Eltern festgenommen wurden, daß sie aber auch miterlebt haben, daß Freunde da waren, die sich um sie gekümmert haben. Das waren Menschen, die uns das überhaupt möglich gemacht, die uns also auch diesen geistigen Raum gegeben haben, in dem wir uns entfalten konnten.

In diesem Zusammenhang müssen natürlich unbedingt die Kontakte zum Westen erwähnt werden. Das ist hier auch schon gesagt worden. Ich nenne hier noch einmal Roland Jahn und Jürgen Fuchs sowie viele Freunde bei den Grünen. Für mich persönlich erwähne ich hier natürlich ganz besonders Petra Kelly. Es gab auch Kontakte zu anderen Parteien, aber die Zahl dieser Kontakte war bedauerlicherweise sehr gering, wie das überhaupt eigentlich immer mehr menschliche Kontakte und nicht so sehr Kontakte zu den Organisationen waren. Hier sind auch die Grenzen zu sehen, die Opposition hatte. Die Grenzen bestanden darin, daß es diese Kontakte nicht gegeben hat, daß diese Auseinandersetzung nicht geführt wurde. Vielleicht können wir also

auch noch einmal über die Frage sprechen, wo die Grenzen der Opposition lagen.

Für mich selbst kann ich nur noch einmal sagen, daß ich diese Entwicklung vollzogen habe weg von einem ganz bescheidenen Oberschulmädchen, das einfach nur sagt: „Ich verstehe nicht, warum das eigentlich so ist“, hin zu einer Frau, die sagt: „Hier muß etwas passieren, und dafür nehme ich auch den Knast hin.“ – Ich erinnere mich noch daran, daß ich in der Zeit, als wir das „Neue Forum“ gegründet haben, mit Katja Havemann auf deren Terrasse gesessen habe und wir gesagt haben: „Uns ist schon klar, daß in diesem 'Neuen Forum' auch sehr viele Leute aus der Stasi tätig werden. Wer weiß, wer alles morgen hier erscheinen wird. Aber wir müssen etwas machen. Dieses Land muß in Bewegung kommen, weil es einfach am Ersticken ist.“

Diese Bewegung war nicht mehr von außen zu bewirken, weil, wie ich glaube, sich die westlichen Parteien und die Politiker auf das Spiel eingestellt hatten. Ich habe auch nicht gesehen, daß es innerhalb der SED Reformer gegeben hat. Solche Reformer sind ja auch nicht aufgetaucht. Es lag also wirklich an uns selber. Wir haben es einfach gemacht.

Da möchte ich uns auch nicht klein machen, sondern immer wieder sagen, daß wir die wichtigsten Leute gewesen sind, wobei wir natürlich Unterstützung von sehr vielen anderen hatten, was man einfach nicht vergessen darf.

Wir haben auch Fehler gemacht. Darüber muß man sprechen und auch darüber, warum wir diese Fehler gemacht haben, warum wir etwa nicht gesagt haben: „De Maizière, nun mal einen Schritt beiseite! Jetzt sind wir da, und wir verhandeln mit Herrn Kohl!“ – Daß wir das nicht gesagt haben, war ein Fehler, den hat die gesamte Opposition gemacht. Darüber, warum dieser Fehler gemacht worden ist, muß man einfach reden.

Ich halte es auch für ganz wichtig, daß über die Folgen dieser Fehler geredet wird. Es ist etwa zu fragen, welche Richtung eingeschlagen worden ist, weil diese Fehler gemacht worden sind, und wie diese Fehler korrigiert werden können.

Eine weitere Frage, die mich noch interessiert, lautet, wie den Menschen, die hier in der Opposition waren – es sind ja nicht nur ein paar Vorzeige-Oppositionelle, so fühlt man sich ja, sondern es sind die vielen, vielen, vielen, die ihre Arbeit verloren haben, die nicht Karriere gemacht haben, und zwar ganz bewußt nicht –, Gerechtigkeit widerfahren kann. Das ist meine Forderung. Ich denke, deshalb sitzen wir eigentlich auch hier.

Markus Meckel, MdB: Ich stamme aus einem evangelischen Pfarrhaus, das von der Tradition der Bekennenden Kirche geprägt war.

Als meinen geistigen Raum in meiner Jugend würde ich neben der Musik die evangelische Jugendarbeit nennen, die mir wichtig war und die mich ausfüllte. Hier ist unter anderem das Evangelische Jungmännerwerk zu erwähnen,